

WANTED BY THE FBI

JOHN DOE 12

Mord, Terrorismus

Washington, D.C.

Das FBI setzt eine Belohnung von bis zu 250.000 Dollar für Hinweise aus, die zur Identifizierung, Verhaftung und strafrechtlichen Verfolgung der Person führen, die für den Tod der als Eternal-Earth-Group bekannten Umweltaktivisten verantwortlich ist. Die Person wird der Tree-Bomber-Group zugerechnet und hat mehrere Bombenanschläge verübt.

DETAILS

Der unbekannte Verdächtige ist für den Tod von fünf Umweltaktivisten auf einer Farm sieben Meilen westlich von Fredericksburg, Virginia, verantwortlich. Er hat außerdem eine Audiobotschaft verbreitet, in der er sich der Bombenanschläge in Washington D.C. bekennt, bei denen insgesamt sechs Menschen zum Teil schwer verletzt wurden. Die Audiobotschaft ist im Original über den QR-Code abrufbar.



BEWAFFNET UND EXTREM GEFÄHRLICH

Wenn Sie die Stimme dieser Person erkannt haben, wenden Sie sich bitte an Ihr örtliches FBI-Büro oder an die nächstgelegene amerikanische Botschaft oder das Konsulat.

Prolog

Er sagt, er stehe auf der FBI-Most-Wanted-Liste. Zweimal. Und er sagt, er wäre unschuldig. Diese Behauptungen waren für unseren Chefredakteur Alwin Tiedemann Anlass genug, mich für ein Interview nach Istanbul zu schicken. Genau da bin ich nun. Müde, genervt, hungrig. An diesem Tag hat der Istanbul-Airport nicht nur ein Problem mit Verspätungen, sondern auch mit der Klimaanlage. Seit ich die Boeing 737 verlassen habe, hängt mir der süßliche Duft von Baklava in der Nase. Selbst durch die riesige Terminalhalle verfolgt mich der verführerische Geruch auf Schritt und Tritt, klebt an mir, als hätte ich in Honig gebadet. Ich ignoriere das Hungergefühl – nicht zum ersten Mal – das sich gerade jetzt durch intervallartige Krämpfe in der Bauchgegend überdeutlich in Erinnerung ruft. Der Espresso zum Frühstück am Flughafen Köln/Bonn hat nicht lange vorgehalten. Ich bin noch nie ein Frühstückser gewesen, aber ein verspätetes Mittagessen käme mir in diesem Moment sehr gelegen, nachdem ich nach der Landung noch gut zwei weitere Stunden im Flieger habe ausharren müssen, weil alle Gates belegt waren. Natürlich hat es zu diesem Zeitpunkt nur noch Verpflegung für die Businessclass gegeben ... Aber die knauserige Zeitung, für die ich schreibe, hat mir nunmal nur ein Economy-Ticket gebucht. Morgens hin, abends zurück – nur keine Übernachtung, wenn nicht unbedingt nötig. Egal. Die Story könnte es wert sein, hatte Tiedemann orakelt, und mich kurzerhand wegen meiner Kolumne über internationale Politik und der guten Englischkenntnisse in den

Flieger gesetzt. Ich hoffe, er behält recht. Denn bisher klang die ganze Geschichte über einen Amerikaner, der überall gesucht wurde, für mich wie eine ziemlich krude Luftnummer ...

Geduldig bleibe ich mitten im Terminalgebäude stehen, als sich eine französische Reisegruppe mit ihren Rollkoffern im Schneckentempo direkt vor mir Richtung Ausgang schiebt. Die Leute machen keine Anstalten, mich durchzulassen, und ich will nicht riskieren, von übergroßen Hartschalenkoffern überrollt zu werden. Verärgert schaue ich auf mein Smartphone, checke es auf Nachrichten und stecke es gleich wieder weg. Mein Interviewpartner hat auf meine Verspätungsnachricht nicht geantwortet. Wahrscheinlich ist er schon über alle Berge. Wenigstens habe ich einen Tagesausflug nach Istanbul bekommen, statt im muffigen Büro zu sitzen – auch wenn ich von der Stadt nicht viel sehen werde. Ein Blick nach links durch das riesige Fenster. Die Sonne brennt unbarmherzig auf das Rollfeld. Ich bin sofort geblendet. Würde ich das Gebäude verlassen, wäre ich völlig falsch angezogen. Am Morgen hat es in Köln geregnet. Ich trage Jeans, einen Pullover, die Jacke lässig über den Arm gehängt. Draußen muss es mindestens dreißig Grad warm sein. In der brütenden Hitze rollt gerade eine 777 der Turkish Airlines vorbei.

Plötzlich ist der Weg vor mir frei. Stehe ich schon eine Weile so da? Keine Ahnung. Ist mir auch egal. Aber von einem Moment auf den anderen habe ich keine Augen mehr für das imposante Flugzeug. In die Halle kommen zwei Polizisten mit Hunden. Drogenkontrolle. Der eine Beagle kläfft ununterbrochen, zerrt an der Leine und zieht den Polizisten hinter sich her – direkt auf mich zu. Dabei kann ich Hunde nicht ausstehen. Wie erstarrt bleibe ich stehen. Schweißperlen bilden sich auf meiner Stirn. Der verdammte Köter hört nicht auf zu bellen, dabei habe ich mit Drogen noch nie etwas am Hut gehabt. Hätte der Polizist den Beagle nicht zurückgezogen, wäre er an mir hochgesprungen. Gleichzeitig fordert der zweite Polizist den anderen Hund auf, an

der Passkontrolle vorbei und setze mich auf einen der wenigen Sitzplätze im Ankunftsbereich des Gates. Es ist nicht viel los. Einige wenige Leute an benachbarten Gates, wahrscheinlich Angehörige, Verwandte, Freunde, die auf ihre Liebsten warten, aber alle Plätze um mich herum sind leer. Draußen steht eine Maschine der El Al nach Tel Aviv, bereit zum Abflug. Ich schaue mich um, sehe aber nichts Auffälliges. Über meinen Amerikaner weiß ich nicht viel. Er will seine Version der Geschichte unbedingt loswerden. Er wäre unschuldig. Aber behaupten das nicht alle Mörder? Genauso wenig wie über ihn weiß ich auch über seine Aktivitäten. Es geht um Terrorismus, Umweltaktivisten und die Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit. Das alles ist ein bisschen geheimnisvoll ... Er wolle zum ersten Mal auspacken, hat er zu Tiedemann gesagt. Was immer das heißen mochte. Resigniert fange ich an, mein Sandwich zu essen und beobachte, wie die El Al-Maschine ausgeparkt wird. Ich bin halb fertig, als sich jemand zwei Plätze neben mich setzt. »Sie sind kein Hundetyp, oder?«, fragt mich ein Mann mit näselndem amerikanischem Akzent, wie ich ihn aus Boston kenne.

»Wie bitte?«

»Die Sonne steht hier höher als in Rom. Und in Kathmandu liegt Schnee.«

Sofort höre ich auf zu kauen. Neben mir sitzt ein schlanker Typ in Jeans und übergroßem Hemd mit einem Polospieler auf der Brust. Er hat einen Vollbart und eine Glatze. Nur der kleine schwarze Samsonite-Koffer verrät, dass er ein Vielreisender auf der Durchreise ist und kein Istanbul-Tourist. Er schaut stoisch geradeaus, ohne mich weiter anzusehen. Habe ich mich gerade verhöhrt?

»Sind Sie es?«, frage ich.

Keine Reaktion.

Ich beobachte ihn eine Weile, aber er macht keine Anstalten, noch ein Wort von sich zu geben. »Man darf den Wind auf

Oahu nicht unterschätzen. Dann regnet es nämlich immer in Kentucky.« Ich lache.

Plötzlich dreht der Typ seinen Kopf in meine Richtung. Seine braunen Augen schauen mich herausfordernd an.

»Ich habe die Sprüche für einen Witz gehalten«, sage ich entschuldigend.

»Sind sie aber nicht. Ich habe Sie seit Ihrer Ankunft beobachtet, aber ich war mir nicht ganz sicher.«

»Aha. Sie hätten mich mit Namen ansprechen können.«

»Ich kenne Ihren Namen nicht und werde Ihnen meinen vorerst auch nicht nennen.«

»Ugh«, entgegne ich. Eine Pause entsteht. Das klingt nicht gut. Anonym kann jeder alles sagen. Nichts könnte je zurückverfolgt werden. Trotzdem bleibe ich freundlich: »Entschuldigen Sie die Verspätung ...«

Der Typ winkt ab.

»Gehen wir was essen.«

Demonstrativ hebe ich mein Sandwich hoch.

»Etwas Ordentliches. Keine Sorge, ich lade Sie ein.«

Ohne meine Antwort abzuwarten, geht der Mann voraus. Ich folge ihm, habe aber Mühe, mit ihm Schritt zu halten. Immer wieder klafft eine Lücke zwischen uns, weil ich andere Passagiere passieren lassen muss – ein Problem, das der Amerikaner nicht zu haben scheint. Mit seinem Stehschritt vertreibt er alles, was sich ihm in den Weg stellen könnte. Dann muss ich wieder aufholen, renne ein Stück. Deutlich spüre ich den Herzschlag in meiner Brust. Dazu gesellt sich ein schweres Keuchen. In diesem Moment weiß ich nicht, was mich mehr ärgert: meine miserable Kondition oder der Amerikaner, der sich nicht einmal umdreht, um zu sehen, ob ich überhaupt noch da bin.

Schon verlassen wir Halle F. Er geht an der Passkontrolle vorbei und marschiert genau dorthin, wo ich hergekommen bin. Doch bevor er in Halle A abbiegt, spricht er einen Mitarbeiter von

Turkish Airlines an. Ich beobachte, wie mein Interviewpartner ihm fast beiläufig etwas in die Hand drückt und dieser es blitzschnell einsteckt. Ich verstehe gar nichts, aber als ich endlich neben den beiden stehe, ist das Gespräch auch schon vorbei. Der Typ von der Fluggesellschaft geht voraus, öffnet uns eine Tür und führt uns in ein Treppenhaus.

»Wohin gehen wir?«

»Nach oben. In den Abflugbereich.«

Ein Stockwerk höher gehen wir durch eine weitere Tür. Plötzlich stehen wir ohne Passkontrolle in der Abflughalle.

»Wie haben Sie das gemacht? Sie haben doch nicht ... hätten wir nicht ...«, stottere ich. Doch der Amerikaner nickt entschlossen nach rechts. Ich wage nicht noch einmal zu fragen und folge ihm in den Hauptbereich des Terminals, vorbei an mehreren Duty-Free-Shops und Imbissbuden. Eine Mischung aus Parfüm und Fettgeruch wechselt sich ab. Mein Magen meldet sich wieder. Doch den Amerikaner scheint das kontrastreiche Duftprogramm nicht zu stören. Unbeirrt führt er mich in die Business Lounge der Turkish Airlines, zu der ich natürlich keinen Zutritt habe.

»Ähm, Sir, ich bin hier kein Mitglied ...«

Er bedeutet mir mit dem Kopf, ich solle ihm einfach folgen. An der Rezeption zeigt er eine Plastikkarte mit Logo der Airline vor, worauf die Dame ein freundliches »Willkommen« ruft.

»Konferenzraum zwei ist für Sie reserviert.«

Er nickt nur, geht weiter und führt mich in einen Raum, der zwischen den Duschkabinen und dem Sitzbereich der Lounge liegt. Unser Interview-Zimmer hat eine Holztür in Mahagoni-Optik und ein elektronisches Schloss, wie in fast jedem Hotel. Mit seiner Mitgliedskarte öffnet er die Tür, stellt seinen Koffer hinein und schließt wieder ab.

»Holen Sie sich etwas zu essen, dann fangen wir an.«

»Okay«, sage ich irritiert über die klare Ansage und den fensterlosen Raum, folge ihm aber zum Buffet im Sitzbereich. Mein

angebissenes Sandwich packe ich unterwegs in den Rucksack. Das Buffet sieht tatsächlich köstlich aus – viel besser als mein Sandwich. Ich nehme mir einen großen Teller, lege etwas Salat, Fladenbrot, grüne Oliven und Joghurt darauf. Dann etwas Fleisch in Joghurtsoße. Zum Nachtsch nehmen ich einen Obstsalat.

Auf dem Rückweg gönne ich mir noch eine Cola.

Ungeduldig warte ich mit meinem Tablett vor der Tür des Besprechungszimmers. Inzwischen brennt es mir doch unter den Nägeln, mehr zu erfahren, trotz der zweifelhaften Ausrede mit der Anonymität. Wenn ich schon so spät dran bin und der Typ noch nicht weg ist, will ich die Zeit nicht mit Herumrennen, Essen oder Warten verbringen. Ich will ihn Reden lassen. Ich sehe, wie er sich weitere Köstlichkeiten auf den Teller schaufelt, kurz aufblickt und mir zunickt, was wohl so viel bedeuten soll, dass er jetzt fertig ist. Zumindest verstehe ich es so.

Kurze Zeit später sitzen wir allein in dem reservierten Besprechungsraum, aber er sieht mich nicht an. Die Tür ist zu. Mir ist mulmig. Ich befinde mich hier mit einem flüchtigen Most-Wanted-Verbrecher in einem fensterlosen Raum. Ich nippe nur an meinem Essen, weil ich ein flaues Gefühl im Magen habe, beobachte ihn, wie er schweigend an einem Hühnerbein nagt. Mittendrin, den halb gegessenen Schenkel in der Hand, schnaubt er: »Ich habe heute noch nicht gefrühstückt. Sie kriegen Ihre Geschichte. Keine Angst. Aber unter einer Bedingung. Das habe ich Tiedemann auch gesagt.«

Ich bin völlig perplex. Davon hat mein Chef mir nichts erzählt.
»Und die wäre?«

»Sie müssen sie so veröffentlichen, wie ich sie Ihnen erzähle.«

»Sie wissen doch, dass ich die Fakten überprüfen muss.«

»Tun Sie das. Es ist alles wasserdicht. Meine Geschichte ist so nie erzählt worden – Sie sind der Erste, der sie hört.«

»Okay. Warum? Warum wir? Wir sind ein ziemlich kleines Blatt.«

»Genau deswegen. Große Zeitungen schreiben nur Müll.« Er lacht. »Ich hoffe, dass das bei Ihnen anders ist.«

»Danke für das Kompliment.«

Ein freches Grinsen folgt.

»Trotzdem könnte ich mir vorstellen, dass ein amerikanisches Blatt Ihnen ein hübsches Sümmchen bieten könnte. Wenn die Geschichte so groß ist, wie Sie Tiedemann erzählt haben, warum verkaufen Sie sie nicht für viel Geld?«

Er legt das Hühnerbein zur Seite und schaut mich verächtlich an. »Das geht nicht. Und Geld ist mir egal.«

»Ach so? Und warum geht es nicht?«

»Weil die Geschichte, so wie ich sie erzähle, in keinem amerikanischen Magazin erscheinen würde.«

»Und das wissen Sie genau?«

»Ganz genau.«

»Also ist die Geschichte nicht gut genug ... oder nicht ganz wahr?«

»Doch. Aber einige Leute haben etwas dagegen. Deshalb ein deutsches Magazin.«

»Hm. Treffen wir uns deshalb in Istanbul?«

Ein Lächeln, ein Nicken. »Die Frage gefällt mir. Die Antwort bekommen Sie bald.«

»Warum sagen Sie sie mir nicht jetzt?«

»Alles zu seiner Zeit.«

Ich stoße hörbar die Luft aus. Das wird anstrengend. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich das Gespräch aufnehme?«

»Nein. Das würde ich sogar begrüßen.«

»Okay. Fangen wir damit an, wer Sie eigentlich sind.«

»Falsche Frage.«

»Hä?«, entfährt es mir.

»Sie sollten mich fragen, was ich über bestimmte Umweltaktivisten weiß und wie ich auf die FBI-Most-Wanted-Liste gekommen bin. Darum geht es doch.«

Ich schaue ihn grinsend an. »Gut. Welche Aktivisten? Und was wissen Sie über sie?«

»Erinnern Sie sich an die Eternal-Earth-Group?«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch, kann mir aber ein enttäuschtes »Puh« nicht verkneifen. Sofort ist mir klar: Die Reise ist umsonst gewesen. Tiedemann ist reingefallen. Die Geschichte der Eternal-Earth-Group ist längst erzählt worden – oder besser gesagt, sie steht in jeder Zeitung. Es handelt sich um eine Gruppe von Umweltaktivisten, die einige Zeit lang mit ihren öffentlichkeitswirksamen Aktionen für Schlagzeilen gesorgt hat. Nach offizieller Darstellung hat sich diese Gruppe über Monate radikalisiert. Begonnen hatte alles damit, dass sich unterschiedlichste Mitglieder linksradikaler Gruppen über soziale Netzwerke verabredet haben, um vor Tierversuchslaboren von Universitäten und Pharmaunternehmen für den Tierschutz zu demonstrieren. Doch bei Demonstrationen ist es nicht geblieben. Das Personal wurde auf dem Weg zur Arbeit abgepasst und eingeschüchtert. Es kam sogar zu Handgreiflichkeiten mit einzelnen Mitarbeitern. Diese Form der Einschüchterung ist zuerst an der Westküste aufgetreten. Irgendwann war die Gruppe – oder nur ein Teil von ihr – an die Ostküste ausgewichen. Und ein noch radikalerer Teil der Bewegung hat eine Offensive gestartet, um die US-Politik zum Einlenken in Richtung mehr Umweltschutz zu bewegen. Fakt ist, dass auf der anderen Seite des Teichs nach wie vor viel Strom mit Gas und Kohle erzeugt wird. Seit Trump gibt es sogar den Versuch, das Rad wieder in Richtung der fossilen Energieträger zurückzudrehen. Mit anderen Worten: Es fehlt an erneuerbaren Energien. Ein radikaler Kern der Eternal-Earth-Group hat deshalb die Sache in ihre eigenen Hände genommen und andere Maßnahmen ergriffen ... Und was für welche ... Washington, D.C. war für ein paar Tage in Schockstarre verfallen. Was die Corona-Pandemie nicht geschafft hatte, haben die Aktivisten im Handumdrehen erledigt. Die Fernsehbilder mit den autofreien

Straßen sind mir noch im Gedächtnis. Leere Highways – mitten in Washington, D.C. – an einem Wochentag morgens um 8:30 Uhr. Rushhour. Bis es mit einem Mal vorbei war.

Ich konzentriere mich wieder auf seine Frage. »Der radikale Kern der Eternal-Earth-Group hat vor einigen Wochen kollektiv Selbstmord begangen. Gift. Die Polizei hat sechs Leichen auf einer verlassenen Farm in Virginia gefunden. Soweit ich weiß, geht das FBI nicht von einem Verbrechen aus. Somit gibt es auch keinen Täter, Mister ...« Den nächsten Satz überlege ich mir dreimal. »Wenn es nicht so zynisch wäre, dann könnte man das schade finden. So können wir niemandem für die Lösung dieses Problems danken.«

Er lacht und sieht mich nachdenklich an. »Ihr Humor gefällt mir. Sie sprechen laut aus, was viele nur denken ... Aber das FBI sucht trotzdem nach einem Täter ... oder besser gesagt, nach mindestens zwei. Sie präzisieren nicht, für welche Straftaten, sondern fassen das generell unter Terrorismus zusammen.«

»Ich verstehe nicht. Was wollen Sie damit andeuten? Dass es kein Selbstmord war?«

»Doch, es war Selbstmord. Ganz bestimmt. Aber es gibt noch ein paar Unklarheiten, wie es im Behördensprech heißt. Im Zusammenhang mit dem Selbstmord der Gruppe suchen sie nach zwei Flüchtigen, weil es noch offene Fragen gibt. Von einem kennen sie nur die Stimme, vom anderen den Namen. Es handelt sich aber in beiden Fällen um dieselbe Person: um mich.«

Ich erstarre. »Das ergibt keinen Sinn, wenn es stimmt, was Sie sagen: dass Sie nichts damit zu tun haben.«

»Das habe ich nicht gesagt ...«

»Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht ganz folgen ...«

»Werden Sie die Geschichte veröffentlichen?«

Ich runzele die Stirn und schiele zum Ausgang.

Der Amerikaner räuspert sich. »Keine Angst. Ich habe niemanden umgebracht.«

»Ich würde mich einfach wohler fühlen, wenn wir das Interview woanders führen könnten ...«

Der Typ zuckt mit den Schultern. »Essen Sie erst einmal etwas.«

»Nein. Ja. Okay. Warum wollen Sie überhaupt, dass wir über Ihre Geschichte schreiben?«

»Weil ich sie bisher niemandem erzählt habe und ich endlich von dieser blöden FBI-Liste runterkommen möchte, damit ich wieder nach Hause kann.«

»Und Sie glauben, dass das Interview Ihnen dabei hilft?«

»Ja.«

Ich überlege einen Moment. Eine Exklusivgeschichte wäre gut für mich und das Blatt. Warum eigentlich nicht ... Wenn er mir eine Räuberpistole erzählt, hake ich den Tag ab. Fertig. Ich räuspere mich. »Nun gut. Mein Rückflug geht in vier Stunden. Erzählen Sie mir, was Sie mir erzählen wollen.«

Er nimmt einen Schluck Kaffee, grinst spitzbübisch und sagt: »Ich hoffe, Sie können Ihr Ticket kostenlos umbuchen.« Er schaut mich von oben bis unten an. »Aber so, wie es aussieht, hat ihre Zeitung Sie wohl auf Sparflamme gesetzt.«

»W...«, will ich protestieren, aber da fällt er mir schon lautstark ins Wort.

»Ich bin schon ewig Legionär und habe eigentlich aus dem Geschäft aussteigen wollen. Weiß der Teufel, was mich geritten hat, diesen einen Auftrag doch noch anzunehmen. Begonnen hat alles damit, dass mein ehemaliger Auftraggeber und alter Kumpel Trevor Hilson mich mit dem FBI im BoneYard zusammengebracht hat, um einen Babysitterjob zu übernehmen ...«

Damit hat er meine Aufmerksamkeit. Ich vergesse meine Zweifel, schlucke den Ärger hinunter, schalte das Aufnahmegerät ein und lehne mich zurück. Der Hunger kann warten ...

Kapitel 1

Ich war gerade von einem sechsmonatigen Auslandseinsatz in Dakar zurückgekehrt und wollte nur ein paar Biere trinken, über alte Zeiten quatschen und den neuesten Tratsch aus der Firma hören. Trevor Hilson war also von Anfang an klar, dass ich endgültig raus war. Ich wollte ein normales Leben führen, nicht mehr ständig auf Achse sein. Entweder jetzt oder nie, sagte ich mir, sonst wäre ich zu alt und könnte nichts anderes mehr machen, als Einheiten in den hintersten Winkeln der Welt zu trainieren. Hilson und ich kannten uns seit knapp fünfzehn Jahren. Wir waren vor Ewigkeiten zusammen beim Boston PD gewesen. Er hatte weit vor mir aus irgendwelchen Gründen den Dienst quittiert, die ich nie richtig verstanden hatte. Er hätte eine lose Beziehung zu einer Kollegin gehabt, hatte er mir einmal erzählt, und als die Liaison in die Brüche gegangen war, hatte er keine Lust mehr auf den Polizeidienst gehabt. Hilson war danach zuerst zur Army gegangen, hatte später für eine private Militärfirma gearbeitet und sich schlussendlich in diesem Metier selbstständig gemacht. Irgendwie glichen sich in diesem Punkt unsere Lebensläufe. Nach vier Jahren Polizeidienst hatte auch ich die Nase voll gehabt, danach einen Bachelorabschluss in Psychologie gemacht und war zur Army gewechselt, auch um der grauen Theorie an der Uni zu entfliehen. Ich wollte Praxisluft schnuppern – Führungsverantwortung live. Ich hatte damals das

Gefühl, alles noch einmal neu lernen zu müssen ... Mein Abschluss half mir im täglichen Umgang mit den Kameraden trotzdem weiter. Aber irgendwann hatte auch ich von der Army genug. Ich habe mir Trevor Hilsons Story angehört und mich von ihm anwerben lassen. Stealth Parachute hieß seine Firma, und sie war über viele Jahre mein Auftraggeber – bis vor Kurzem. Ein silbriger Fallschirm auf navyblauem Grund war das Firmenlogo. Hilson war mittlerweile fast ausschließlich für die Geschäftsentwicklung des Unternehmens zuständig. Er akquirierte Kunden und schloss Verträge mit ihnen ab. Aber er war noch nicht ganz raus aus dem operativen Geschäft. Die tatsächliche Feldarbeit überließ er Leuten wie mir, das stimmte. Doch gelegentlich griff er noch selbst ein. Das war der kleine, aber feine Unterschied zwischen sogenannten Auftragnehmern wie mir und meinen Kollegen: Ich arbeitete direkt mit Hilson und rechnete nur bei ihm ab. Er hatte zwar eine Art Generalstab, der ihm die Leitungsarbeit abnahm, aber aufgrund unserer langen Vergangenheit bevorzugten wir beide die direkte Form der Zusammenarbeit. Natürlich bekam ich dadurch eine Sonderbehandlung, durfte mir gelegentlich Einsätze aussuchen und hatte Zugriff auf Informationen oder Services der Firma, die nicht jedem Vertragspartner offenstanden. Für mich war dieser Deal mehr als okay, insbesondere wenn es um Trainingsmissionen wie in Dakar ging – wenig Risiko, gut bezahlt. Aber Geld war nicht der einzige Grund, warum ich mit Hilson arbeitete. Wir kannten uns lange genug, um uns gegenseitig unsere Leben anzuvertrauen. Das war der Vorteil echter Kameradschaft. Wenn Hilson nicht gewesen wäre und er nicht mehr als einmal meiner Einschätzung der Lage vor Ort gefolgt wäre, dann wäre ich schon längst nicht mehr bei der Company. Er ist für mich einer der zuverlässigsten Menschen gewesen, die ich kannte. Deshalb habe ich mich schon gewundert, wie er mir den Auftrag in Boston schmackhaft gemacht hat ...

Gleich nach der Landung auf dem Logan Airport hatte ich

Hilson darüber informiert, dass ich wieder da war. Noch für denselben Abend waren wir dann verabredet. Er sei wieder Single, hatte er geschrieben und würde sich freuen, mich zu sehen. Diese persönlichen Treffen waren selten geworden, aber jedes Mal, wenn ich in der Heimat war, versuchte ich es einzurichten. Und meine Heimat war Boston, oder besser gesagt Cambridge bei Boston. Dabei war der Begriff »Heimat« für mich normalerweise völlig unbestimmt. Wenn ich irgendwo auf der Welt länger als eine Woche verbrachte, dann bezeichnete ich diesen Ort bereits als »mein zu Hause«, selbst wenn sich dieser Ort in einem staubigen Zelt mitten in der Wüste befand und es nirgendwo fließend Wasser gab. Bei mehr als vier Wochen Auslandsaufenthalt war es dann fast schon mehr als meine Heimat – als wäre ich dort aufgewachsen. Ich fühlte mich in Boston nicht anders als irgendwo sonst auf der Welt ... offenbar bedeutete dieses Land also nicht mehr allzu viel für mich. United States of America stand in goldener Schrift auf meinem Pass, damit ich mich überhaupt noch daran erinnerte, woher ich kam. Das war eine Frage, die mich in letzter Zeit mehr beschäftigte als früher, vielleicht deswegen, weil ich müde war. Dienstmüde. Ich war in letzter Zeit nach jedem längeren Einsatz hin- und hergerissen. Gehen oder endgültig bleiben? Ich wusste es einfach nicht. Bisher hatte ich den nächsten Job immer wieder angenommen – auch aus Loyalität Hilson gegenüber. Aber das war jetzt vorbei ...

Auf jeden Fall wollte ich mit Hilson endlich mal wieder persönlich sprechen, mich auf ein Leben in der alten »Heimat« einstimmen. Ich wollte sesshaft werden und Hilson konnte mir sicherlich Tipps über Boston verraten, die ich für mein neues Leben gut gebrauchen könnte. Es war definitiv gut, mit jemandem zu reden, der der Stadt treu geblieben war.

Hilson war hier fest verwurzelt, im Gegensatz zu mir. Ich wollte immer schnell weg. Zuerst aus Boston, dann aus Neuengland, irgendwann sogar weg aus den Staaten. Inzwischen war ich wieder

genau dort, wo ich vor über zehn Jahren meine Zelte abgebrochen hatte. Ich besaß eine kleine Wohnung in der Nähe des Harvard Square in Cambridge, in die ich nach meinen Einsätzen immer wieder zurückkehrte. Ich hätte sie vermieten können, aber um ehrlich zu sein, war mir der organisatorische Aufwand zu groß. Somit stand das Apartment die meiste Zeit des Jahres leer. Die Wohnung war nichts Besonderes, im Gegenteil. Oft wurde ich mit einer kalten Dusche begrüßt, wenn ich mich nach einem langen Flug einfach nur unter warmem Wasser entspannen wollte. Aber ich wollte sie nicht missen ... Sie war eine der wenigen verbliebenen Konstanten in meinem Leben. Die Nähe zum Campus der Harvard University gab mir das Gefühl, intellektuell schnell Anschluss finden zu können. Auch wenn mir das wohl nicht mehr gelingen würde ...

Jetzt saß ich also mit einer Flasche Sam Adams an der Bar im BoneYard und wartete auf Trevor Hilson. Es war noch früh an diesem Freitagabend. Am anderen Ende des Lokals baute eine Rockband ihre Instrumente auf. In ein paar Stunden würde es Live-Musik geben, hatte am Eingang gestanden. Bis dahin dröhnten The Killers aus den Lautsprechern. Ich wippte mit dem Fuß im Takt zu »Somebody told me ...«.

Plötzlich setzte sich jemand auf den Barhocker neben mir. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, dass es nicht Hilson war. Die Oberweite passte nicht und die Person hatte einen viel zu dunklen Teint. Ich war irritiert. Mir war nicht nach Small Talk oder Flirten zumute. Sam Adams und Trevor Hilson waren okay, aber alle anderen konnten mich mal. Ich war gerade dabei, aufzustehen, als die Dame sagte: »Trevor hat mich vorgewarnt, dass Sie so reagieren würden.«

Ich ließ mich wieder auf den Hocker fallen. »Wo ist Trevor?«

»Er lässt sich entschuldigen.«

»Ich mich auch«, sagte ich und stand endgültig auf.

»Wir brauchen Ihre Hilfe.«

Das war kein Grund, meine Entscheidung zu revidieren. So lief das nicht bei mir. Ich hob abwehrend die Hand. Wenn Hilson wollte, dass ich jemanden traf, dann würde er mich persönlich vorstellen oder vorab informieren. Es konnte also nicht allzu wichtig sein.

»Wir brauchen einen Psychologen!«, rief sie mir nach.

Ich verließ das BoneYard, ohne mich nochmals umzudrehen. An einem anderen Tag hätte ich vielleicht anders reagiert. Aber ich war enttäuscht, weil Hilson nicht gekommen war, einfach müde von der langen Reise und hatte nicht die geringste Lust auf dienstliche Gespräche. Und dieses Rendezvous mit der Dame würde ich Hilson übel nehmen, wenn er tatsächlich dafür verantwortlich war. Ich textete ihm: »Schönen Dank auch.«

Keine halbe Minute später kam die Antwort: »Tut mir wirklich leid. Hatte noch keine Zeit, dich anzurufen. Erinnerst du dich noch an Ted Williams? Ich hatte ihm gegenüber erwähnt, dass du zurück bist. Er hat deinen Namen beim FBI ins Spiel gebracht ... Es ist ein neuer Auftrag. Ganz deine Kragenweite. Und sehr gut bezahlt. Sprich mit Brenda. Bitte.«

»Ich bin raus, Trev«, schrieb ich zurück.

»Ein letztes Mal. Es ist wirklich wichtig. Musst auch nicht mehr ins Ausland.«

Ich war schon auf der anderen Straßenseite, starrte Luftlöcher in den Himmel und presste die Lippen aufeinander. Was war da los? Sollte ich wirklich noch einmal ... Ich war seit über zehn Jahren weg vom Boston PD und von Ted Williams. Und was zum Teufel hatte Williams mit dem FBI und Stealth Parachute zu tun?

Mit einem Mal überfiel mich eine grenzenlose Müdigkeit. Ich steckte mitten im Jetlag und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Bevor ich wusste, was ich tun sollte, sah ich die Dame aus dem BoneYard kommen. Sie hatte mich noch nicht gesehen, was mir intuitiv sagte, dass sie nicht an Feldarbeit gewöhnt war. Im Gegensatz zu mir.

Kurzerhand überquerte ich die Straße und rannte ihr hinterher. Wenn Hilson sagte, der Auftrag wäre wichtig, dann war er das auch. Nur die Art der Kontaktaufnahme hatte mich gestört. Ich schluckte mein Ego hinunter – wieder einmal, wie so oft in den letzten Jahren. Darin war ich ziemlich gut geworden. Als ich ihr nahe genug gekommen war, rief ich: »Ich kannte mal eine Brenda in Pittsburgh.«

Wie von der Tarantel gestochen drehte sie sich um. »Mein Gott, haben Sie mich erschreckt!«

»Ich weiß. Was läuft hier?«

»Wollen wir das auf offener Straße besprechen?«

»Gehen wir in den Starbucks.« Ich nickte in Richtung Hafen. Das Café war keine Viertelmeile die Straße runter. Zumindest war er das bei meinem letzten Besuch in Boston noch gewesen ...

Ich nutzte den kleinen Spaziergang, um mir meine neue Bekanntschaft aus den Augenwinkeln mal etwas näher anzuschauen. Sie war deutlich älter als ich, vermutete ich, vielleicht Ende vierzig. Ihre schwarzen Locken waren vermutlich gefärbt und sie hatte sie zu einem Zopf nach hinten gebunden. Das hellgraue Kostüm, das sie trug, ließ sie trotz der Stöckelschuhe klein wirken. Sie hatte knallroten Nagellack aufgetragen, der einfach überhaupt nicht zu ihrer etwas biedereren Erscheinung passte. Offensichtlich war sie sonst legerer unterwegs. Wegen mir hätte sie das Kostüm nicht tragen müssen, daher vermutete ich, dass ich nicht ihr erster Termin an diesem Tag gewesen war.

Wir hatten Glück. Starbucks war noch genau da, wo ihn meine Erinnerung verortet hatte. Wir bestellten jeder ein Getränk und quetschten uns in eine Ecke an einen runden Tisch aus dunklem Holz, der irgendwie altmodisch wirken sollte, für zwei Personen aber definitiv zu klein war.

»Wie lange werden Sie hier sein?«, fragte sie.

»Für immer. Ich bin raus. Aber das ist meine persönliche Geschichte. Nur der Höflichkeit halber: Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Brenda Collins. Ich bin Special Agent beim FBI.«

»Sie scheinen eine clevere Frau zu sein. Wie ich höre, arbeiten Sie mit Ted Williams vom Boston PD zusammen. Das wirft ein paar Fragen auf ...«

»Moment mal, was wird das hier?«

»Ted Williams ist ein Psychopath. Es gibt nur einen Weg, mit ihm klarzukommen, und das ist möglichst schnell das Weite zu suchen.«

»Das haben Sie ja erfolgreich geschafft. Und trotzdem hat er Sie vorgeschlagen.«

»Dann muss er wirklich verzweifelt sein. Aber ich arbeite nicht mehr für ihn. Nie wieder.«

»Ich weiß. Aber vielleicht arbeiten Sie mit mir?«

Ich runzelte die Stirn und trank einen Schluck von meinem Cappuccino, den Starbucks wegen der zusätzlichen Milch »Flat White« nannte. Das Zeug war trotzdem oder gerade deswegen geschmacklos. Nichts im Vergleich zum Touba-Kaffee, den ich in den letzten Monaten im Senegal schätzen gelernt hatte. Ich ärgerte mich, fast sieben Dollar für dieses Gesöff gezahlt zu haben. Preise in Boston ... Daran musste ich mich nach längerer Abwesenheit erst wieder gewöhnen.

»Reden wir Klartext«, sagte ich, »denn diese Plörre wird mich nicht lange wachhalten.«

Collins lachte zum ersten Mal. Sie legte eine Hand in ihren Nacken. Dabei sah sie fast mädchenhaft aus. Ich vermutete, es war eine Geste der Verlegenheit. Ich lächelte unwillkürlich, doch Brenda Collins hatte keine Zeit für Small Talk. »Wir suchen jemanden für eine sehr heikle Mission, jemanden, der Undercover-Erfahrung hat, der sich anpassen kann. Ihr Abschluss in Psychologie, ihre Polizeierfahrung und Ihre Laufbahn in der Army machen Sie zum idealen Kandidaten. Ich bin heute extra für Sie aus D.C. hergefliegen.«

»Oh«, rief ich, »dann sollte ich mich wohl geehrt fühlen ... gilt Ihr Aufzug wohl doch mir?«

Collins schmunzelte nur.

»Um was genau geht es bei Ihrem Auftrag?«

»Wie schon angedeutet: um einen Undercover-Einsatz.«

Ich machte eine Handbewegung, um ihr zu sagen, sie solle weitersprechen. Aber sie lehnte sich nur zurück und lächelte mich nebulös an.

»Ich trinke jetzt meinen Kaffee aus. Dann gehe ich. Ohne nähere Informationen habe ich kein Interesse, egal was Trevor sagt.«

»Überlegen Sie es sich noch einmal. Sie sagten, Sie wären raus. Wenn Sie Ihre Sache gut machen, bieten wir Ihnen vielleicht etwas Festes an. Beim FBI. Keine Auslandseinsätze mehr, kein Leben auf einer staubigen Militärbasis, sondern gemütliche Beraterjobs von zu Hause aus. Eine Familie gründen. Neu anfangen. Hört sich das gut an?«

»Hm. Klingt fast zu gut, als ob Trevor mich loswerden will ... Dabei bin ich derjenige, der die Firma verlassen hat.«

Sie lachte erneut. »Nein. Ganz im Gegenteil. Er sagt, Sie seien sein bester Mann. Und er will Ihnen eine Tür offenhalten, falls Sie es sich doch noch einmal anders überlegen. Seine Worte ... nicht meine.«

Ich schnaufte und fuhr mir über die stopplige Glatze, die dringend eine Rasur brauchte. »Wenn Sie mir nichts Genaueres sagen, Brenda ...«

»Kommen Sie mit aufs Präsidium. Unterschreiben Sie eine Verschwiegenheitserklärung, dann erfahren Sie alle Details. Das finanzielle regelt Trevor Hilson mit dem Auftraggeber.«

»Ach, das FBI ist nicht der Auftraggeber? Ich verstehe nicht ...«

Collins schüttelte nur den Kopf.

»Und wenn ich Nein sage?«

»Wird Hilson jemand anderes suchen müssen. Jemand, der

weniger qualifiziert ist als Sie. Und Ihr ehemaliger Chef wird sicherlich nicht begeistert sein.«

»Hm. Und später im Präsidium, nachdem Sie mich in Ihre Staatsgeheimnisse eingeweiht haben, kann ich immer noch ablehnen?«

Collins nickte.

»Wird Williams dort sein?«

»Ja. Aber er ist nicht Leiter dieser Operation.«

Ich atmete tief durch. »Muss ich unbedingt jetzt mitkommen?«

Collins nickte. »Im Gegensatz zu Ihnen habe ich eine Familie. Und heute Abend wäre ich gern wieder in Washington.«

»Okay ... offenbar wissen Sie ein paar Dinge über mich. Hat Trevor etwa zu viel geplaudert?«

»Nein, das habe ich nicht von ihm. Ich habe mir Ihre Akte von der Army schicken lassen.«

»Ach so? Ich dachte, so etwas dauert Wochen.«

»Nicht, wenn man die richtigen Beziehungen hat.«

»Hah. Die haben Sie offensichtlich ... Und es gibt wirklich eine Option für mich beim FBI? Oder ist das nur ein Köder?«

Collins nickte. »Ihr Gehalt würde vermutlich nur ein Bruchteil von dem betragen, was Hilson Ihnen für Ihre Aufträge zahlt. Aber interessante Arbeit werden Sie bekommen. Das verspreche ich Ihnen.«

Mit einem großen Schluck leerte ich meine Tasse. »Dann wollen wir mal«, sagte ich. Es war weniger Überzeugung als Neugier. Aber zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, worauf ich mich einlassen sollte ...